

Paul Nizon  
Über den Tag  
und durch  
die Jahre

Essays  
Nachrichten  
Depeschen

Suhrkamp

SV

Unter dem Titel *Über den Tag und durch die Jahre* werden Texte aus einem Zeitraum von drei Jahrzehnten vorgelegt, die insofern zusammengehören, als sie das Nachdenken üben und belegen und zwar in allen möglichen Spielarten, von der spontanen Überlegung bis zur ausgewachsenen Untersuchung, und außerdem dadurch, daß sie sich rechenschaftsbeflissen an den aufmerksamen Leser wenden – darum die bewußt schillernde Gattungsbezeichnung *Essays, Nachrichten, Depeschen*.

Gegenstand des Nachdenkens können Lektüren, Ausstellungs- und Kinobesuch sein, aber auch weniger kulturelle Angebote wie die Zigarette, die Silvesterfeier, das Sexplakat. Die andere Lebensweise, die andere Kultur (und manchmal der Kulturschock) kommen in einem römischen Brief, einer Depesche aus New York, einem Exkurs über die französische Frau und in einem Bericht über das Zusammenleben mit Schwarzafrikanern in Paris («Der Rassismus in dir selber») zur Sprache.

Das gründlichste Nachdenken besorgen die Essays über Dichter- und Künstlerpersönlichkeiten, die den Verfasser angesteckt und mit Kriterien ausgerüstet haben: Hamsun, Fellini, van Gogh, Robert Walser. Es sind Untersuchungen über Aspekte der künstlerischen Mittel und Form, über Ausdrucksprobleme; eine Art Werkstattspionage oder doch Aussagen über einen Lernprozeß. Nebenbei gesagt: Das Problem des künstlerischen Sagens, die Frage nach dem Wirklichkeitsstiftenden im schöpferischen Prozeß ist ein Nizonsches Generalthema. Der den Band abschließende »Versuch über das Sehen« ist unverhohlen in eigener Sache geschrieben und als bekennnishafte Dichtungsprogramm aufzufassen.

Nachdenken über den Tag und Nachdenken durch die Jahre: die Lektüre ist nicht nur spannend aufgrund der manifestierten Interessen, sondern ebenso sehr aus Gründen des stilistischen Zugriffs, dieser Spannweite.

Paul Nizon  
Über den Tag und  
durch die Jahre

Essays  
Nachrichten  
Depeschen

Suhrkamp Verlag



Erste Auflage dieser Ausgabe 2024  
© 1991, Suhrkamp Verlag AG, Berlin  
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch  
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining  
im Sinne von § 44b UrhG vor.  
Umschlaggestaltung nach Entwürfen  
von heißmann, heilmann, hamburg  
Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-518-24413-5

[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)

*für Elisabeth Plahutnik*







## *Brief aus Rom*

Der hagere Mann in der zerbeulten Hose und dem engen Trikot, dem ich immer wie zufällig begegnete, ist kein Herumstreicher. Er ist Mitglied, ja Funktioniär der Straße. Er ist Parkplatzvorsteher.

Zwar ist da kein Parkplatz vorgesehen. Es ist die schmale Seitenstraße einer großen verkehrsreichen, mit einer hofartigen Erweiterung vor einer Treppe zur nächsten Piazza. Solche Gassen sind sehr gesucht zum Abstellen der Wagen, und entsprechend chaotisch mag es früher hier zugegangen sein. Jetzt herrscht peinliche Ordnung: Er hat sich eingefunden und eingemischt, die Gelegenheit wahr- und die Ecke in Beschlag genommen. Nun hat er eine Position. Lebt wie ein Angestellter, hat eines solchen Regelmäßigkeiten, Ärger und Not und berechtigten Anlaß zu Seufzen und Klagen. Vor allem hat er viel zu tun. Aufgeregt flitzt er zwischen den Wagen hindurch, weist kommende ein, schützt ausfahrende, berät, belehrt, nimmt Trinkgelder und Schlüssel entgegen. Taxen erhebt er keine. Um so mehr beweist er Ehrgeiz und Ethos des Fachmannes.

Wenn der erste Andrang vorbei ist, beginnt erst die Arbeit. Er reiht die Wagen einreihig, zweireihig längs der Mauer auf, greift dann auf den Vorplatz der Treppe über, bis nur noch ganz enge saubere Passagen bleiben. Er kennt die Möglichkeiten, Verhältnisse und Tricks so gut, daß er immer ungeduldiger, unleidlicher, ja verdrießlich wird vor quälendem Besser-

wissen. Die in Parkierungsmühen manövrierenden Wagen zerrt er mit Händen in die Lücken, als hielte er eine Kuh am Schwanz, gestikulierend, fluchend und sich beschwerend über die Fron, die er sich selber auferlegt hat. Doch die Maschinenwelt hat er sich hübsch in eine bäurische umtransponiert. Von oben sieht das aus wie ein Markt. Wie zum Trocknen oder Kauf ausgelegte Schalen, die in der Sonne gleißen, gesellig.

In flauen Zeiten sucht er sich den bequemsten Wagen mit Radio aus und setzt sich hinein. Dann steigt plötzlich eine leise klare Musik auf, was er eben einfängt, Debussy, Brahms waren's einmal, französische Chansons ein andermal, ich bin zum Fenster gelaufen, mich zu vergewissern, ob ich in Rom sei oder träume. Oder er redet durchs Gitter mit den Köchen im Kellergeschoß oder mit den Droschkenkutschern, die weiter vorne ihren Standplatz haben.

Wie der Portier sagt, verdient er an guten Tagen fünf- bis sechstausend Lire (in Süditalien soll es noch Landarbeitertagelöhne von fünfhundert geben), nur vertrinkt er das meiste. Und er kann, da sein Beruf nicht mehr als ein illegitimes Provisorium ist, jederzeit verjagt oder gar geschnappt werden. Dann werden in unserer Gasse wieder die chaotischen Zustände von einst einreißen, bis er sich die Ecke erneut sichert. Oder ein anderer.

Adalgisa heißt die respektgebietende Matrone, die bei Freunden ambulant den Haushalt besorgt. Kürzlich hielt ihre Tochter Hochzeit, das muß nicht nur ein Glanzstück, sondern ein Anschauungsunterricht in

soziologischer Hinsicht gewesen sein. Neun Jahre waren die Armen verlobt. Er arbeitet in einer Druckerei, sie ist Schneiderin, wohnte mit zwei erwachsenen Geschwistern und den Eltern (fünf Erwachsene insgesamt) in einer Zweizimmerwohnung ohne Wasser und WC direkt unterm Dach, unter Sparren und Ziegeln, wenn es regnete, mußten Eimer aufgestellt werden.

Neun Jahre Verlobungszeit, Enthaltbarkeit natürlich. Man sah sich abends in familiärem Kreis oder am Sonntag unter Aufsicht. Neun Jahre, lange Jahre, dem Sparen zubestimmt. Am Sparen beteiligten sich hauptzwecklich beide Parteien. Man sparte für die Möbel, für die Vespa und das Fernsehgerät. Besonders sparte man aber für ein überstandesgemäßes Hochzeitsfest.

Das Ersparte hat nicht einmal ausgereicht, beide Parteien werden an den zusätzlich aufgenommenen Wechsellern gut und gern zwei bis drei Jahre abzahlen. Doch das Fest wird man nie vergessen. Hundert Gäste, darunter Familienangehörige aus den verlassenem Dörfern, von wo man einst den Sprung in die Stadt gewagt hat, Landarbeiter, auch Fischer von der Küste, fahren in mehreren Autobussen nach Frascati. Es gibt da ein auf Hochzeiten spezialisiertes Restaurant, fünf Glaspavillons, in allen werden gleichzeitig die Feiern abgehalten. Verschiedene Weine, sechs Gänge, Sekt, alles vom Fließband. Hochlebenlassen, Reden, Reden, Musik, Tanz. Abundantia stundenlang. Einmalige Zäsur, nicht nur im Leben des Paares: Zäsur auf dem Weg der Sippe. Denn was unverhältnismäßig pompös gefeiert wird, ist nicht einfach Sache von In-

dividuen. Es ist der Sieg der Sippe, der es mit vereinten Kräften gelungen ist, den Aufstieg in die nächsthöhere Klasse zu schaffen: vom Arbeiter- in den Kleinbürgerstand. Die Jungen wohnen in einer Vierzimmerwohnung, mit zwei Badezimmern, einem für den Herrn, einem für die Dame. So sieht der neue Rahmen wenigstens aus, auch wenn sie ihn noch nicht ausfüllen. Das tägliche Leben spielt sich vorerst noch zaghaft in der Küche ab. Die piekfeinen komfortablen unbewohnten Räume stehen für die erreichte Stufe, und das zu feiern waren neun Jahre des Harrens und Sparens wert.

Verbürgen kann ich mich nicht, doch wahrscheinlich stimmt der Sachverhalt der Novelle: Der Kippen-sammler, dem man bei Einbruch der Nacht im Zentrum begegnet, ist nicht zu bedauern. Die Ragazzi, Vitelloni, Elegantoni, die an den Ecken oder vor Bars rauchen und schwatzen, müßten, wenn sie derartiger Empfindungen fähig wären, sich ihrer Nichtsnutzigkeit und Dolce vita nicht schämen: Der abgerissene Alte, bewaffnet mit einem Spazierstock, an dem er einen Sporn zum Aufspießen der Zigarettenkippen angebracht hat, ist kein Clochard. Er arbeitet. Für eine Organisation. In der einen Hand trägt er eine große Papiertüte, die Riesenmengen von Stummeln verschlingen kann. Gleichmütig geht er am Randstein entlang, beugt sich ruhig mitten in die Gruppen der Nachtvögel, pickt auf, was er findet (gern ausländische Tabake). Das geht mühelos, der Stock wirkt in seiner Hand wie ein Magnet.

Auf dem warmen rötlichen Mauerstein fiebern die

Leuchtschriften, blau, gelb, grün, aus Bars und Fenstern quillt schwallartig das Honiglicht, und auf dem Pflaster die dunkelgekleideten Leute, nicht hastig, gelassen wie auf einer Party. Nie käme man auf den Gedanken, im Freien zu sein. Wir sind drin, im sonnengeladenen und lichtdurchheizten Mauerwerk. Nur das Schnaufen der Wagen erinnert an die Straße. Ihr Schnauf stößt heiß an die Kleider. Im Stall der Stadt, mittendrin.

Anzunehmen ist, daß der Kippensammler keine Neidgefühle hegt. Es sind nur die nächtlich gelegten Arbeitsstunden, die er abarbeitet. Er ist Rohstofflieferant, den Ertrag gibt er gegen Bezahlung ab. Anderswo arbeiten jetzt andere Kippensammler, die Kollegen oder die Konkurrenz, wie immer er's nennt. Übrigens arbeiten ja auch die Leute der Verkehrsbetriebe, der Zeitungen, die Taxichauffeure bis spät in die Nacht. Und irgendwo warten die Aufkäufer, die Fabrikanten, die aus dem angelieferten Stoff ihre Hausmarke mischen und die Zigaretten drehen. Ob sie wohl verpackt werden? Jedenfalls sind sie billiger als die sehr teuren landeseigenen und importierten Produkte, so ist der Absatz gesichert. Und tagsüber, wenn die Elegantoni in ihren Büros und Betrieben angeblich arbeiten, sitzt der Kippensammler in der Cantina oder Bottiglieria, wenn er nicht im eigenen Fahrzeug unterwegs ist, wer weiß. Geschäft ist Geschäft und figuriert in Rom hoch oben auf der Leiter der Werte.

Victor Mature spaziert die Via Veneto, Samstag früh-nachmittags, bei noch spärlich besetzten Tischen, ein-

mal rauf, einmal runter. Im lose hängenden roten Hemd, in offen schwenkender Jacke, auf deren Kragen die fettigen Haare sich zipfeln, die engen Hosen in Stulpenstiefeln; in breitem Stiefelgang also, die Arme abgebogen, die Hände revolvergriffkrumm, so marschiert er, mit dem Gebaren des Angewidertseins und gramvoll wulstigem braunem Gesicht, riesengroß, an der Seite eines Blondchens – nicht Starlet, eher Lehrerin –, wie gesagt, einmal rauf, einmal runter. Ich war so verblüfft, daß mir der Name einfiel, bevor noch die Reporter erschienen. Da ging er, leinwandentsprungen leibhaftig. Fünf Reporter waren kurz darauf zur Stelle, sein Manager muß sie telefonisch benachrichtigt haben. Ein Raunen ging durch die magere Reihe der Tischengäste. Einige liefen los. Auto grammjäger. Ein Bekannter sah ihn andern Tags sich in offener Droschke coram publico rasieren.

Im Postamt von San Silvestro erregten andere von weither gereiste Gäste mehr als Aufsehen, sie forderten Parteinahme heraus, lockten immer mehr Volk an und entzweiten es durch ihr bloßes Dasein.

Es waren bescheidene demütige Menschen. Ein kleingewachsener schwarzhäutiger Mann mit langem Haupthaar und Bart, europäisch gekleidet, doch barfüßig, verhandelte am Schalter. Es war ein ungewöhnlich kühler, regnerischer Tag, der an Wetterumbruch denken ließ. Um den schwarzen Mann und seine Begleitung hatte sich ein Kreis von erregten Italienern gebildet, und draußen vor dem Postamt warteten diskreter, doch entschlossen, weitere Grüppchen und Einzelne.

Es ging um seine Begleiterin, eine hochgewachsene junge Frau in Hosen und Pullover, blond, ungepflegt vielleicht, jedoch keineswegs herausfordernd, vielmehr ernst und still, wenn auch sichtlich verängstigt durch die beharrliche und weiter anwachsende Menge der Schaulustigen. Man begriff das Unbehagliche ihrer Situation, andererseits war, was sie da auf dem Arm hielt, einfach unerklärlich, nein, unverantwortlich. Skandalös. Sie trug ein splitter nacktes braunes Kind im Arm, das quicklebendig herumtunkte. Ein reizendes Kind, gesund, schöngliedrig. Das fanden und bewunderten die einen. Aber warum nackt? Warum diese Bloßstellung, die das Kind zum Äffchen machte und außerdem bei dieser Witterung? Das entüstete und erboste die anderen. Teilnahmslosigkeit angesichts der ungewöhnlichen Familie, die so wehrlos schien und dennoch Rabeneltern zeigte, war ausgeschlossen. Es konnte sich bestimmt nicht um einen Publizitätstrick handeln, die Leute sahen nicht danach aus. Einige witterten Schicksal. Man kam nicht davon los.

Eben erschienenen Presseberichten zufolge handelt es sich um das Ehepaar Hakim und Kunu von den Bermudainseln. Sie forderten das Einschreiten der Polizei, als sie an der berühmten Fontana di Trevi statt einer Münze allen Ernstes im Begriff waren, ihr acht Monate altes Kind Oonie in den Brunnen zu werfen.

(1960)

Ich wachte vom Sonnenlicht auf, das in den Raum flutete. Der Raum war ein schäbiges Loch im ich weiß nicht wievielten Stockwerk eines verlausten Hotels an der dreiundvierzigsten Straße. Ich sah das Bett, eine Art Schragen, und der darauf lag, angezogen, war ich. Ich starrte an die Decke, in welche mit fransigen, schwer leserlichen Lettern irgend etwas, das mit FUCK begann, eingebrannt war, eingebrannt wie ins Fell eines Rinds. Ich lag in dem lichtdurchfluteten Loch, sah den Vorhangfetzen sich blähen vor dem offenen Fenster, und gleichzeitig mit der Wahrnehmung der Umgebung hörte ich die Polizeisirenen winseln, ich weiß nicht, ob Winseln das richtige Wort ist, es ist eher ein Jaulen, ganz hoch, fast stimmlos, wie durch die Nase gepfiffen, ich liebte dieses Geräusch damals schon, und jetzt waren die Sirenen meine Morgenmusik. In der Ecke sah ich ein Brünnelein, gelbverfärbt, bräunlich, eher ein Pißloch als ein Lavabo, und ich hievte mich vom Liegen ins Sitzen und angelte nach meinen Schuhen mit den Füßen, den Boden wollte ich nicht berühren, nicht einmal mit Strümpfen, er sah nach einem Ungeziefertummelplatz, einer Bakterienkultur aus, so schlüpfte ich gleich aus dem Zimmer. Im Gang sah ich zwei verdächtige Kerle herumlungern, sie gaben vor, mit Besen und Eimer beschäftigt zu sein. Ich ging zum Lift, der offenstand, wagte mich hinein und schepperte abwärts. Im Lift hatte ich Angst, und während ich an

dem fetten Menschen im Unterhemd vorbeiging, der an der Rezeption verächtlich an mir vorbeisah, kam mir zweierlei zu Bewußtsein: erstens, daß ich mich grundlos glücklich fühlte, leicht und frei; und zweitens, daß ich in diesem Hotel genächtigt hatte, weil ich kurz zuvor ausgeraubt worden war und mit dem in den Taschen verbliebenen Kleingeld eben gerade noch dieses Hotel hatte bezahlen können.

Ich war in einen Hauseingang gedrängt und drinnen von zwei Schwarzen in Empfang genommen und erst einmal richtiggehend gefilzt worden mit Händen, die an meinen Seiten, Rippen, Beinen entlang mich abtasteten, in den Achselhöhlen und zwischen den Beinen, warum gefilzt, hatte ich gedacht, das macht die Polizei, und dabei war ich zu meinem Erstaunen vollkommen ruhig, ich sah zu, wie sie mir das Geld abnahmen und die Reiseschecks, den Paß warfen sie zusammen mit anderen Papieren zu Boden, ich sah zu, ließ es geschehen, und merkwürdigerweise fühlte ich so gut wie keine Angst, eher Neugier. Den Paß hob ich bei der ersten sich bietenden Gelegenheit auf, ein Reflex. Und dann suchte ich an ihnen vorbeizukommen, ich konnte nicht begreifen, daß sie mich zurückdrängten und immer noch nicht passieren lassen wollten, nichts wie weg, dachte es in mir, und Beschwichtigungen murmelnd und schubsend wie ein Betrunkener kam ich endlich an ihnen vorbei. Da baute sich eine Frau mit einem Dobermann vor mir auf, ich stieß sie weg, worauf sie den Hund auf mich hetzte, der mich ansprang und ins Bein biß. Dann war ich auf der Straße, wenn auch mit klaffender Hose und blutend am Bein, doch weder in Panik noch son-

derlich grollend, auch nicht bekümmert, eher kam es mir vor, als hätte ich nun den Zoll bezahlt.

Und frei fühlte ich mich an jenem Morgen, als ich von meinem Hotel aufbrach und die diversen Avenues eastwärts überquerte, das Morgenlicht ahnte ich mehr, als daß ich es sah, es war, als taste etwas wie Licht in eine Gletscherspalte oder in einen Schacht, einen Betonsarg, und über die Straßen strömten mir Menschenmassen entgegen, die Frühschichtler, hier in Manhattan kam es mir nicht wie das Morgengeflute von Menschen vor, eher so, als hätte sich ein Schlund aufgetan. Ich dachte an fliehende Leiber bei einem Steppenbrand oder an wallendes Gras, ich ging oder schlüpfte durch das Menschengras, und die Straßen rauchten aus vielen kleinen Höllenlöchern, auch das verstand ich nicht, bis ich später erfuhr, die rauchenden Straßen New Yorks hätten mit unterirdischen Heizungssystemen für die Bürowolkenkratzer zu tun, es handelt sich um in der Kaltluft kondensierende Heißluft aus den Heizungspipelines.

Ich kämpfte mich durch die räuchernden wallenden Straßen, sie schienen mir die vernutztesten, löchrigsten und schlüpfzigsten der Welt, und die ganze hochragende Stadt hatte etwas Unwirkliches wie in Gullivers Reisen, sie war das verkörperte HANDS UP oder auch wie vorsintflutliches Zähneblecken, an jenem wundervollen Morgen jedoch glaubte ich zu verstehen, was die Leute an dieser Stadt fasziniert, es ist die Freiheit in Form von Erleichterung, ich fühlte mich auch erleichtert oder besser ausgenommen, aber nicht nur ausgenommen wie ein Beraubter, sondern wie ein Huhn, dem die Innereien entrissen sind, so

fühlte ich mich in New York. Wäre ich ein Einwanderer gewesen, so hätte ich wohl nach den Sternen oder wenigstens nach einem Whisky zu greifen das kräftige Verlangen verspürt, als wäre es wirklich die Neue Welt, die mich empfing mit unbegrenzten Möglichkeiten und dem Versprechen, alles vergessen zu können, was mit der Alten Welt zusammenhing. Da ich aber nur sehr mangelhaft amerikanisch sprach und infolgedessen wenig verstand, lief ich herum, wunderbar leer, die Freiheit ahnend, die die Freiheitsstatue dem Immigranten verheißt, wenn er von Staten Island auf der Fähre auf die Silhouette zufährt, die für viele das gelobte Land war. Ich in New York, du hier?

(1979)